

# Das Wunder

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575960>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

spannt den einst weihvollen Raum; zwei gotische Maßwerfenster geben die seitliche Belichtung, während das gotische Miniaturerkerchen einst den Hausaltar in sich aufnahm.

Auf der Südseite und auf der Oberwinterthur, der einfachen Linie des Lindberges zugewandten Turmfläche ziehen sich in leichtem Niegelwerk von der Ringmauer her noch weitere Wohn- und Verwaltungsräume an den Turm hinauf, die wie die niedrigen Schuppen nur zum Teil der bischöflichen Bautätigkeit ihre Existenz verdanken, in ihrer Mehrheit vielmehr der zürcherischen Herrschaft.

Des rührigen Bischofs Hugo Richte, Barbara von Hohenlandenberg, brachte durch ihre Verheiratung das zu stattlichem Umfang gediehene Schloß samt seinen Rechten dem heute noch blühenden Geschlecht von Hallwyl zu, dessen Vertreter die Burg im Jahr 1587 zuerst der Stadt Winterthur verkauften, auf die Einsprache des Souveräns aber sie der Stadt Zürich um 27,000 fl. abtreten mußten.

Unter der treuen sorgfältigen Verwaltung, der sich nun bis zum Jahr 1798 die Herrschaft Hegi unter einer Reihe zürcherischer Obervögte erfreute, gewannen, wie erwähnt, die

Defonomiegebäude noch an Ausdehnung, während die Wohnräume aufs beste konserviert blieben.

Viele Stürme waren seit Jahrhunderten an dem alten Gemäuer vorbeigebraust, da kam gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Sturm- und Drangapostel, der „Gottespürhund“ Christoph Kaufmann von Winterthur zu seinem Schwiegervater, dem Obervogt Adrian Ziegler, ins Schloß hereingefahren, der Vorbote alles stürzender und vernichtender Dikane.

Schloß Hegi hat die bange Zeit der fremden Invasionen ruhig überdauert; von 1798 bis zur Regeneration von 1830 sah es sich unter der Obhut einer Pächterfamilie Fahrner, die im letzten Jahre das Schloßgut vom Staat käuflich erwarb. Heute bieten die Eigentumsrechte am Schloß ein ergötzliches Bild dar, mit typischen Anklängen an die mittelalterlichen Ganerbschaften. Die Wohngebäude besitzt und mietet Senn Bretscher aus, den Turm bewohnt dessen spezieller Eigentümer, H. Huber, und über das besprudelnde Maß des Schloßbrunnens verfügt die Gemeinde Hegi, die vorübergehend auch Herrin des Turmes war.

Friedrich Hegi, Zürich.

## ✠ Das Wunder ✠

Eine Geschichte aus dem Schwarzwald. Von Irma Goeringer, Zürich.

Nachdruck verboten.

V.

Vier Wochen waren seit der Unterredung mit dem Vater vergangen.

Anna hatte schwere Tage hinter sich. Die ganze Verwandtschaft fand auf einmal den Weg zu ihr. Basen und Bettern, alte und junge, solche, die es ehrlich gut meinten, und solche, die nur überall ihre Nasen dabei haben mußten.

Der Schusterschmid hielt es für gut, persönlich einzuweilen nichts zu unternehmen. Er spielte den Gefränkten und schickte seine Truppen ins Feuer. Aber so wohl ausgerüstet auch die einzelnen auszogen, immer kamen sie jämmerlich geschlagen nach Hause.

Anna hörte ihnen gar nicht zu. Freundlich empfing sie jeden Besuch; aber sobald die Sprache aufs Heiraten gebracht wurde, schnitt sie kurzweg die Rede ab. Sie wollte davon nichts wissen und spreche weder darüber, noch höre sie irgend eine Meinung an.

Wenn die Frau Bafe oder der Herr Better sich darauf nicht abwehren ließen, dann rückte ihnen Anna den aufgetragenen Imbiß bequemer zurecht, sagte, sie hoffe, es würde gut schmecken, und verließ die Stube. Sie kam auch nicht eher wieder, bis man versprach, die Sache ruhen zu lassen.

Der Schusterschmid sah ein, daß er auf diese Weise nicht weiter komme, und so entschloß er sich zu einem energischen Schritt.



Haus Künfermann  
Linn in Tradval

(Vorderhof, Graubünden)

Nach Freibezeichnung von Anton Christoffel, Scaufs (Oberengadin).

Eines Sonntagnachmittags, als Anna am warmen Ofen mit ihrem Hansle spielte, wurde die Tür geöffnet, und ihr Vater trat ein. Den Waldhüter Xaver Jordan hatte er im Gefolge.

Erschrocken und unwillig trat ihnen Anna entgegen. Der Waldhüter sah aus, als mache er bei ihrem Anblick am liebsten kurzum kehrt. Nur der Schuster schüttelte ruhig seinen nassen Hut gegen den Dien, schalt über das schlechte Wetter und zupfte den Hansle an den Ohren. Anna faßte sich gewaltsam. Sie fühlte die Größe der Gefahr und wußte, daß nur die äußerste Selbstbeherrschung hier helfen konnte. Sie lud die Männer zum Sitzen ein, stellte Gläser und Teller auf den Tisch und holte Speck, Brot und Wein. Während sie aßen, fuhren die Augen des Waldhüters unruhig im Zimmer herum, dann und wann ruhten sie scheu und andächtig auf Anna, die seiner gar nicht achtete.

ten sie scheu und andächtig auf Anna, die seiner gar nicht achtete.

Sie hatte ihren Hansle auf dem Schoß und hielt das Kind mit beiden Armen umschlungen, als solle es sie schützen vor dem fremden Eindringling. Der Schusterschmid war gegen seine Gewohnheit redselig. Er erzählte allerhand aus dem Dorf und flocht zwischendurch Lobpreisungen auf den Xaver, die Anna schweigend und gleichgültig mitanhörte. Kein freundlicher Blick traf den Gepriesenen.

Als sie mit Essen fertig waren, stand der Vater auf und sagte in befehlendem Ton:

„Gang, zeig em Kaveri 's Hus!“

Anna tat, als höre sie nicht, und räumte geräuschvoll das Geschirr zusammen. Der Alte wiederholte sein Verlangen. Da zuckte Anna die Achseln und meinte wegwerfend: „Worum nit gar! Do isch nichts Bsonders dra z'sehe!“

Der Schuster wollte aufbrausen; doch der Kaver kam ihm zuvor und sagte begütigend:

„Wenn's ere Müeh macht, no losse mer's lieber blibe. I bi ja nit wege dem Hus ruf kumme.“

Es war das erste Mal, daß Kaver unaufgefordert den Mund aufmachte. Seine Worte klangen so treuherzig und bescheiden, daß er Anna leid tat und sie freundlicher antwortete:

„Nei, Müehi mocht es mer grad keine. Wenn Er mit wenn, so kinne mer gli guh.“

Sie ging den Männern voraus und zeigte dem Kaver ihren ganzen Haushalt. Dabei freute es sie nun doch, wie schön alles imstand war und daß der Kaver sie immer bewundernder ansah. Er machte auch hie und da eine Bemerkung, die gar nicht dumm war, und so

entstand allmählich ein leidliches Gespräch. Als der Alte dies merkte, schmunzelte er zufrieden, nahm den Hansle auf den Arm und ging leise mit ihm in die Stube zurück.

Unterdessen aber reifte in Anna ein Entschluß. Der Kaver war so übel nicht, er machte ihr einen guten Eindruck. Wenn sie jetzt die Gelegenheit benutzen würde, dann wäre sie vielleicht mit einem Schlage die ganze Quälerei los. Sie hatte wohl bemerkt, daß der Vater sie mit dem Freier allein ließ, um eine Aussprache zwischen ihnen herbeizuführen. Nun, das wollte sie auch, aber anders, als es der Alte meinte. Sie standen im Stall. Der Kaver erging sich in wohlgefälligen Bemerkungen über die schöne Kuh, der Anna nachdenklich die breite Stirn streichelte. Erschrocken fuhr er zusammen, als die junge Frau plötzlich seine Rede unterbrach:

„Kaver,“ sagte sie, „i mues ebis mit Gi schwäze. Ich weiß, worum Er hüt do sin. Dr Baddr un di ganz Famili ploge mi wege dem scho Woche lang. Aber gugge, i ka nit, Kaveri! Jer wäre mer jo schu recht; aber i ka halt mi Ma selig nit vergeffe. I will nimmi hierate, kein, un wenn's en Engel vom Himmel wär', i kömmt halt nit! Gelte, Jer sin mer wege dem aber nit bös, Kaveri; Jer griege gwiß en anderi, wo Gi besser ma! I ka mit em beste Wille nit!“

Der Waldhüter war blaß geworden; er hörte aus Annas Ton, daß es ihr heiliger Ernst war und daß es für ihn nichts mehr zu hoffen gab. Still reichte er ihr die Hand:

„Bhüet Gott, Anna! Bös bin i Gi wege sellem nit, un zwinge kan i Gi au nit. Drum wurd's wohl am beste si, wenn i jek gang. Bhüet Gi Gott!“

Traurig nickte er ihr zu, und traurig stapfte er den Berg hinab.

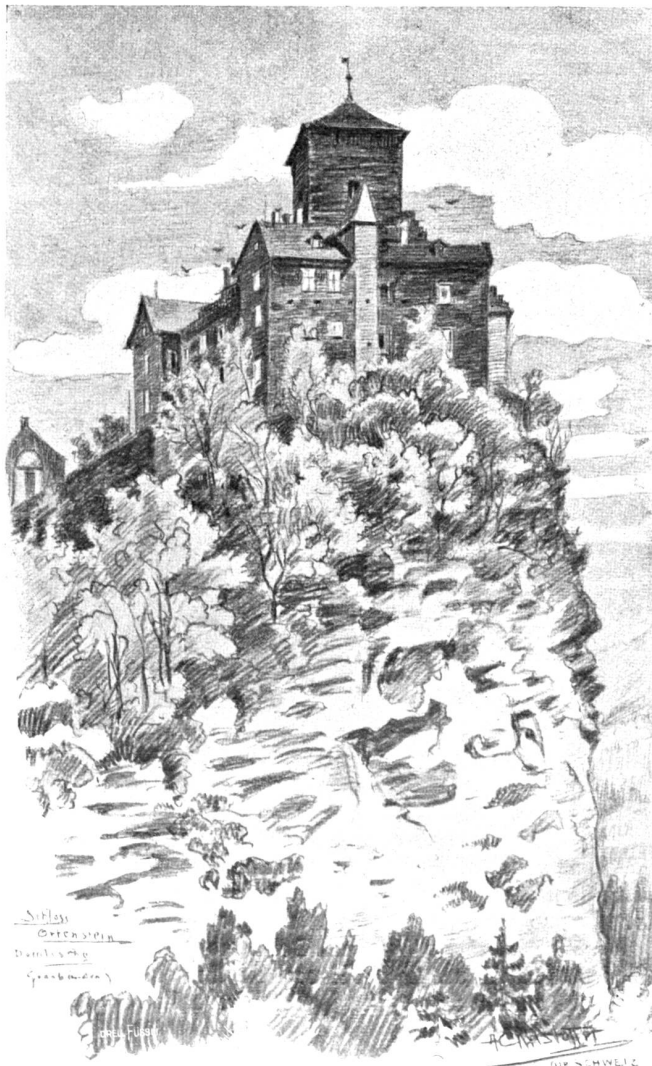
Anna sah ihm nach, und wieder tat er ihr von Herzen leid. Aber sie war doch froh, daß es vorüber war. Was der Vater nun sagen würde? Etwas ängstlich betrat sie die Stube. Der Alte sah sie fragend an. Da nahm sie allen Mut zusammen und erzählte den Vorfall. Der Schuster brauste in heftigem Zorn auf. Eine Flut von Scheltwörtern und Schimpfreden ergoß sich über die Tochter, die schweigend in einer Ecke saß, den ängstlich weinenden Hansle an sich gedrückt. Sie liebte den Vater zu wenig, um sich über seine Wut zu kränken. Nur einmal zuckte sie zusammen, als der Schuster ihr drohend zurief:

„Hestch denn 's viert Gebot ganz vergeffe? Du sollsch Baddr un Muadr ehre, uf daß es dr wohl goht un du lang lebsch uf Erbe! O Kind, wo sin Baddr nit folget, wurd gschtroft vu üserem Hergott. Paß uff, daß der di Hansle nit au emol so Herzleid macht, wi du's jek mir machsch!“

Dann griff er nach seinem Hut, warf die Tür dröhnend ins Schloß und verließ das Haus.

Anna konnte sich eines beklemmenden Gefühles nicht erwehren. Des Vaters letzte Worte klangen unheimlich in ihr nach. Und doch war sie sich keines Unrechtes bewußt. Sie hatte gehandelt, wie es das Herz ihr vorschrieb, und sie würde es wieder tun, wenn man sie nicht in Ruhe ließ.

Seufzend stand sie auf und trat vor das Bild ihres Mannes, das hinter dem Kreuzifix in der Stubenecke hing. Mit nassen Augen betrachtete



Schloß Ortenstein im Domleschg.  
Nach farbiger Zeichnung von Anton Ehrlhoffel, Zeana's (Oberengadin).

sie das geliebte Gesicht . . . Ach, sie würde sich nach ihm sehnen, solange sie lebte, sie liebte ihn heute wie am Tag ihrer Hochzeit. Sorgsam nahm sie den Rahmen von der Wand, legte ihn auf den Tisch und rief ihrem Buben.

„Kumm, liabs Hansle, sitz emol her zu mir; ich verzell der vom Baddr.“

Lang saßen die beiden Seite an Seite. Und während die Mutter das Bild des Vaters mit festen Strichen in das Herz des Kindes zeichnete, zog in ihre eigene Seele der Frieden wieder ein.

## VI.

Der Frühling hatte dem Winter den Kehraus geblasen. Der alte, mürrische Geselle war mit Sack und Pack abgezogen, rascher und fröhlicher, als er sonst in den Bergen tut. Der junge Lenz aber besaß noch nicht die Kraft, ein ordentliches Regiment zu führen; allerhand Gefindel machte sich breit und stiftete Unheil.

Im Dorf herrschten Sorgen und Not. Fast in jedem zweiten Haus war ein Kind krank. Manches Büblein, das an Weihnachten hell dem heiligen Christ zugejauchzt hatte, lag jetzt still und steif, und manch übermütiges flinkes Mädchen ruhte unter dem jungen, grünen Rasen, im traumlosen Schlaf.

Auch der Hansle wälzte sich mit fieberglühendem Kopf in seinem Bettchen. Anna pflegte ihn unermüdlich. Das Kind durfte nicht sterben! Es war ja das einzige Gut, das sie auf der Welt besaß. So grausam konnte Gott nicht sein; es war ja nicht möglich!

Der Arzt kam, so oft er konnte. Er pinselfte das Kind im Hals, maß die Temperatur und redete Anna beruhigend zu. Seit ein paar Tagen war das Fieber gesunken; aber der Kleine lag matt und teilnahmslos da, wehrte jede Nahrung ab und lächelte nur, wenn die Mutter sich mit zärtlichen Worten über ihn beugte. Anna versuchte zu beißen. Die Perlen des Rosenkranzes glitten durch ihre Finger, die Lippen murmelten halblaut die Worte, die ihr doch keinen Trost brachten:

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unserer Anfechtung . . .“

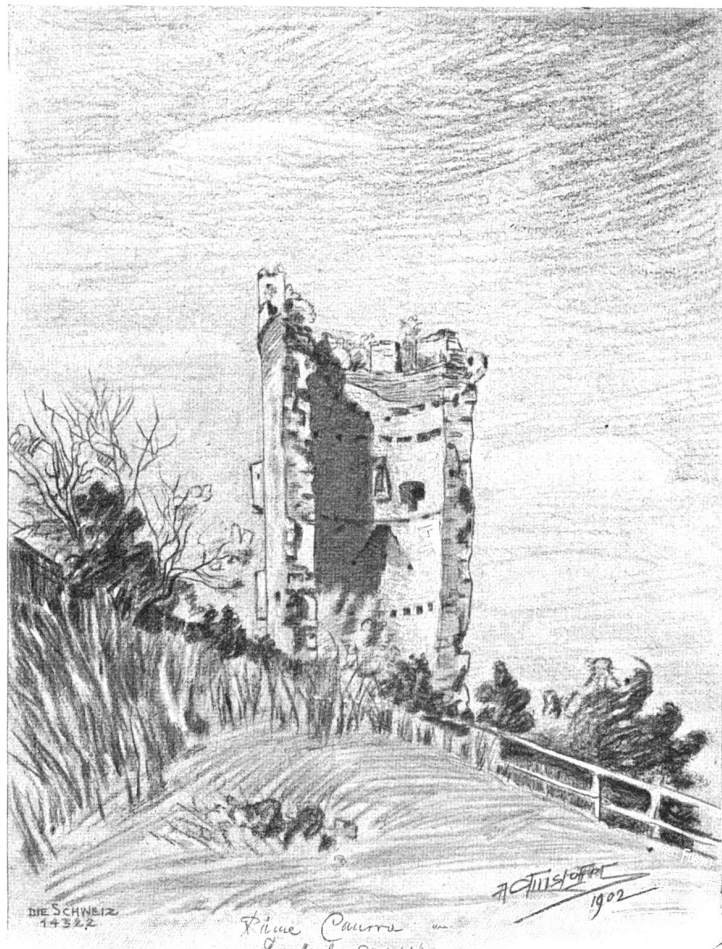
„Mutterle!“

„Jo, Hansle, was witt du, mi Bueble?“

„Sing emol das Liedle, de weißt scho: Kommt e Vogel geflogen . . .“

Anna neigte sich über das Bettchen. Redete der Kleine im Fieber? Nein, seine Augen blickten klar und bittend die Mutter an: er wollte sein Lieblingslied hören.

Wie oft sangen sie es zusammen! Hansle hatte den Text geändert und an die Stelle: „Von der Mutter 'nen Gruß“ „Von dem Vater 'nen Gruß“ gesetzt: „Denn du bist ja bei mir!“ sagte er einmal und schmiegte sich an sie. Nun sang sie das Lied nach seinem Willen:



Ruine Canova im Domleschg.

Nach Kohlenzeichnung von Anton Christoffel, Scanz (Oberengadin).

„Kommt ein Vogel geflogen,  
Setzt sich nieder auf mein' Fuß,  
Hat 'nen Zettel im Schnabel:  
Von dem Vater 'nen Gruß.  
Liebes Bögglein, flieg' weiter,  
Nimm 'nen Gruß mit und 'nen Kuß;  
Denn ich kann dich nicht begleiten,  
Weil ich hier bleiben muß . . .“

Als sie geendet hatte, faßte der Kleine zärtlich nach ihrer Hand:

„Weißt, Muadrle, wenn i jez no zuem Baddr kumm, sing' i allewil: Du dr Muadr e Gruaß!“

Ein eisiger Schauer rann der jungen Frau über den Rücken. Wie kam das Kind zu solchen Gedanken? Fühlte es sich so schlecht? Redete schon ein anderer, Mächtigerer aus ihm? Ging es zu Ende? Eine entsetzliche Angst schnürte ihr die Kehle zu. Sie warf sich vor dem Muttergottesbild auf die Knie und betete — betete stumm, heiß, verzweifelt, nicht die eingelernten Worte; nein, ein einziger Schmerzensbanger, angstgepeitschter Notschrei rang sich aus ihrem gequälten Herzen:

„Heilige Jungfrau Maria, du gnadenreiche Gottesmutter, laß mir mein Kind!“

In dieser Nacht aber breitete die Seele des kleinen



Hansle ihre Schwingen aus und flog zurück in die ewige Heimat.

\* \* \*

Kurze Zeit nach dem Begräbnis des kleinen Hansle läutete die Anna an der Wohnung des Pfarrherrn. Ein qualvoller Gedanke ließ ihr seit dem Tod ihres Kindes keine Ruhe. Er jagte sie nachts aus dem schweren Schlaf, entwand ihren Händen am Tag die Arbeit, über-täubte sogar mit seiner gräßlichen Stimme die Trauer ihres Herzens. Endlich beschloß sie, sich beim Pfarrer Rat zu holen.

Der Geistliche empfing sie in seinem Arbeitszimmer, an dessen Wänden dichtbesetzte Bücherbretter lehnten. Freundlich reichte er Anna die Hand und bot sie, ihm vertrauensvoll alles zu sagen, was ihr Gemüt bedrückte. Er sah der jungen Frau an, daß noch eine andere Last als der Kummer um den Verlust des Kindes ihre Seele beschwerte.

Und rückhaltlos beichtete Anna in mühsamem Hochdeutsch. Sie erzählte von den Heiratsplänen ihres Vaters und ihrem eigenen Widerstand. Sie berichtete von dem letzten Besuch des Schusters mit Xaver und von den schlimmen Worten des Vaters.

„Zimmerfort tönt's mir in den Ohren: Du sollst Vater und Mutter ehren, damit es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden . . . Sehen Sie, Hochwürden, ich werd die Angst nit los, daß mei Bueb gestorben ist, weil ich dem Vater nit ghorcht hab'. Er hat's mir damals ins Gesicht gschleudert: ‚Paß auf, daß dir's der Hergott nit an deinem Hansle heimzahlt! Ich weiß nit, wie ich leben soll mit dem Vorwurf auf der Seele. Da hab' ich mir denn ein Herz gfaßt und bin zu Ihnen gegangen, Hochwürden, daß Sie mir raten, was ich tun soll . . .“

Der Geistliche hatte aufmerksam zugehört. In dem klugen Gesicht änderte sich kein Zug während der schmerzlichen Beichte seines Pfarrkindes. Nur einmal schweiften seine Blicke hinauf zu dem Bilde des Gekreuzigten, und in den ernsten Augen lag die Frage: „Warum verstehen dich die Menschen immer falsch, dich, der du um ihres Heiles willen gestorben bist?“ Als Anna geendet hatte, nahm er ihre Rechte zwischen seine beiden Hände und sagte milde:

„Mein liebes Kind, nun hör' mir einmal gut zu, damit du mich recht begreifst! Den Vorwurf, der auf dir lastet, nehme ich von dir, kraft meines Amtes. Der Herr, unser Gott, ist ein gütiger Gott, der sich an uns schwachen Menschen nicht rächt um geringer Versehen willen. Dein Kind starb nicht, weil du dich gegen deinen Vater auflehntest, Anna, das glaube mir! Warum Gott den Hansle zu sich nahm, das wissen wir nicht. Wir

müssen uns nach seinem Ratschluß beugen. Aber dich trifft keine Schuld. Davon spreche ich dich frei, ich, der ich als ein Diener des Allmächtigen vor dir stehe. Du hast viel Leid zu tragen, Anna, mach dir dein Kreuz nicht schwerer durch unnütze Grübele! Verne auf die Güte Gottes vertrauen, mein Kind; dann wird dir das Leben leichter werden. Hast du schon mit deinem Vater gesprochen?“

„Ja, Hochwürden. Er kam zu mir und reichte mir am Totenbett des Kindes die Hand.“

Anna sah zu dem Geistlichen auf mit dem Ausdruck einer Erlösten. Eine unbegrenzte Dankbarkeit erfüllte ihre Seele. Ihr war, als atme sie wieder leichter. Worte fand sie nicht; aber der Pfarrer las in ihren Augen. Er ließ ihr Zeit, sich zu sammeln, und redete vom Xaver. Fast unmerklich löste er den Widerwillen gegen diese Heirat aus ihrem Empfinden. Er schilderte ihr, wie einsam sie jetzt sein würde, wie liebeleer ihr Heim sei ohne Gatte und Kind.

„Sieh, Anna, es kommt in diesem Leben nicht darauf an, glücklich zu sein! Das können die wenigsten, und es hängt nicht von unserm Willen ab. Aber glücklich machen, das vermag jeder. Es steht in deiner Macht, deinem Vater einen sorgenlosen Lebensabend zu schenken, einem guten Menschen seinen höchsten Wunsch zu erfüllen. Glaube mir, du kannst soviel Segen um dich verbreiten, daß seine Sonnenstrahlen in dein eigenes Herz zurückfallen! Weh jetzt, mein Kind, und prüfe dich! Ich hoffe, du findest den rechten Weg. Gelobt sei Jesus Christus!“

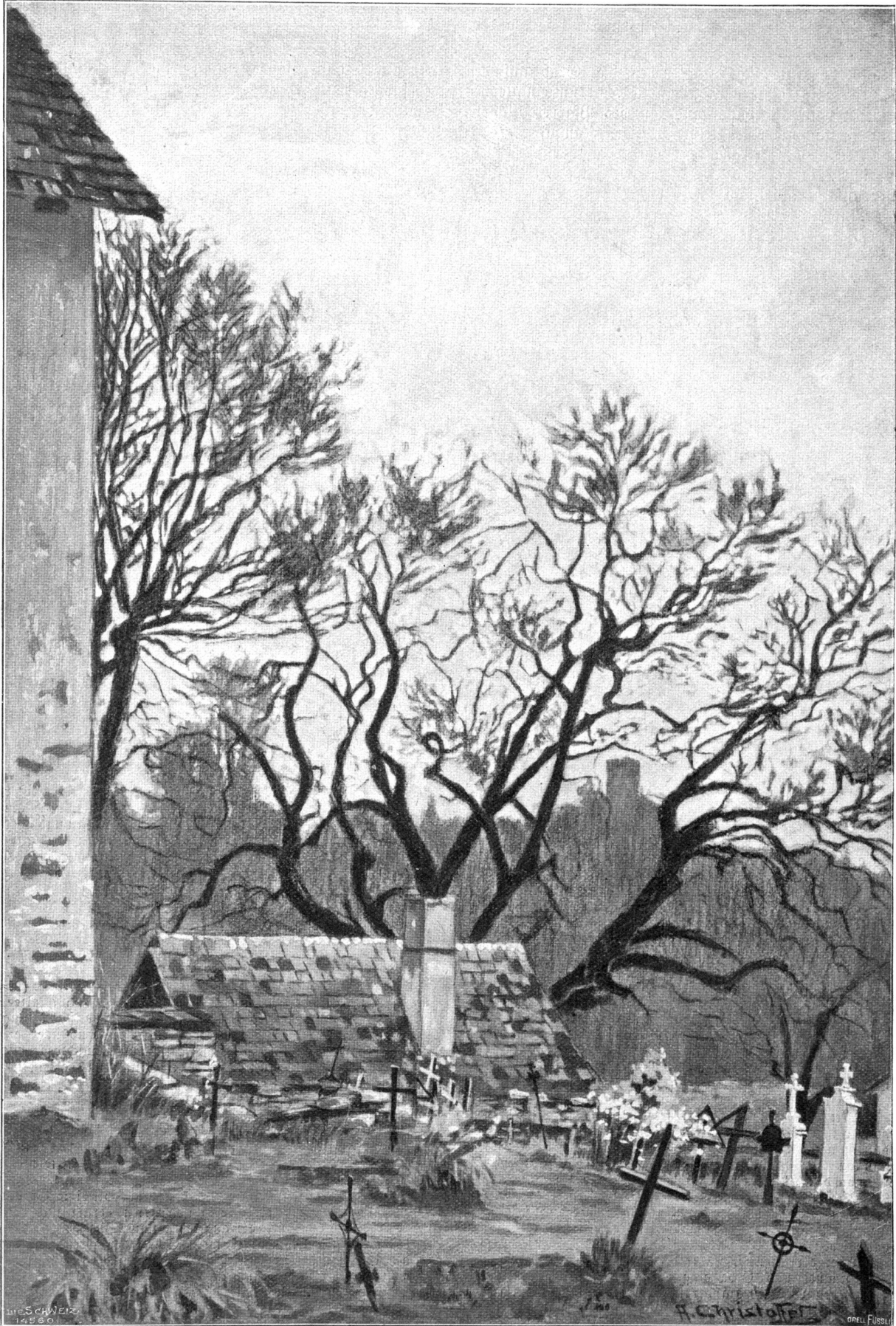
„In Ewigkeit, Amen!“

Anna neigte sich andächtig über die Hand des geistlichen Herrn, der das Zeichen des Kreuzes über ihrem Haupt machte. Dann ging sie.

Nachdenklich schritt sie durch den Pfarrgarten und schlug den Weg nach dem Friedhof ein. Unterwegs wünschte sie, daß ein Wunder geschehe und Gott ihr ein Zeichen geben möchte. Lange kniete sie am Grab ihres Mannes und betete. Dann suchte sie die Ruhestätte ihres Kindes. Der kleine Hügel trug junge Frühlingsblumen, die Anna darauf gepflanzt hatte. Die zarten Kelche strömten einen süßen Duft aus, der sich mischte mit dem harzigen Geruch eines frischen Gerwindes aus Tannenreis. Wer mochte den Kranz hiehergebracht haben? Er konnte erst kurz hier liegen, und sie mußte niemand, der, um ihres Kindes Grab zu schmücken, an einem Werktag den weiten Weg nach dem Friedhof gemacht hätte. Der es tat, mußte den Hansle und sie sehr lieb haben. Ihr Vater konnte es nicht sein, von den Verwandten stand ihr auch keiner nah, so blieb nur einer — Xaver.



† Dachdecker Danuser von Chur.  
Nach Nützelzeichnung von Anton Christoffel, Scaufs (Oberengadin).



Friedhof von Rodels im Domleschg. Nach einem Aquarell von Anton Christoffel, Sants (Oberengadin).

Müde setzte sich Anna neben das Grab auf den Rasen. Sie dachte daran, daß sie Gott um ein Zeichen gebeten hatte, sie dachte auch an des Pfarrers Worte, und sie kämpfte einen letzten heftigen Kampf.

Als sie den Kirchhof verließ, trug sie ein Tannenzweiglein in der Hand und sah aus wie ein Mensch, der aufgehört hat, an sich selbst zu denken.

Ruhigen Schrittes ging sie nach ihres Vaters Haus.

Der alte Schuster saß allein in seiner Werkstätte, den Lehrlingen hatte er ins Dorf geschickt. Erstaunt sah er auf, da Anna zu ihm kam. Sie ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand:

„Verziehe mer, Baddr, wenn i Gi verzürnt ha! I will's wider guet mache. Sagen em Xaveri, i hä mi anderscht bjunne! Wenn er mi no will, no willi halt jo sage.“

(Schluß folgt).

## — Jean-Paul —

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Meschi.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Über am gleichen Abend, in der gleichen Nacht — der Christnacht — waren Gottliebs armselige Wagen in dem stäubenden Schnee ein paar Meilen auf dem Weg von der Stadt festgefahren. Man hatte sicher erwartet, im Lauf des Abends dort anzulangen. Aber es war bei der Hoffnung geblieben. Durch eine Schneewehe nach der andern hatten sich die erschöpften Pferde mit den Wagen gearbeitet. Und endlich war man festgefahren.

Wehe an Wehe hatte der Sturm aufgetürmt. Nur die dunkeln, gezackten Reihen der Bäume hielten Wache längs des Weges und markierten seine Richtung durch das Land.

Und es peitschte fort und fort, stürmte und rieselte Schnee.

Man hatte die drei Wagen so nahe als möglich zusammengefahren, die Pferde ausgepannt, sie auf der geschützten Seite angebunden und zugebedeckt. Die Menschen selbst verkrochen sich in den Wagen. Einige schliefen angekleidet in den Klappbetten. Andere, denen das Wetter und die Gedanken keine Ruhe ließen, drückten sich zusammen um den qualmenden Petroleumofen, wo Emily Wasser zu Kaffee übergesetzt hatte.

Unter ihnen befand sich Jean-Paul.

Es war eine bittere Enttäuschung für ihn, daß er am Weihnachtsabend nicht mit Ingeborg zusammen sein konnte.

Es hatte eine Ueberraschung sein sollen.

Mit Absicht hatte er in seinen Briefen nur angedeutet, daß er um Weihnachten kommen würde, obschon er gut wußte, daß man, wenn alles in Ordnung ging, vorher in der Stadt sein konnte. Mehrmals war er auf die Straße hinausgegangen, um nach dem Wetter zu sehen, ob es nicht ein wenig besser wollte. Er beschäftigte sich sogar mit dem verrückten Plan, zu Fuß sich die zwei Meilen weit durch den Schnee durchzukämpfen, wenn nur das Wetter wenigstens so gewesen wäre, daß er hätte sehen können, wo er ging.

Aber der Schneesturm tobte weiter.

Himmel und Erde gingen in einem großen, unendlich wirbelnden Weiß ineinander über. Man mußte Gott preisen und ihm danken für ein Obdach — wenn man ein solches

fand — und für Schutz und Schirm in diesem furchtbaren Orkan.

Der Sturm warf sich brausend gegen die Seiten der Wagen, stieß und schlug, heulte einen Augenblick wild in den entblätterten Pappeln am Weg und fuhr dann mit einem langen pfeifenden Seufzer über die Felder.

In den Klappbetten schliefen die Müden. Nur Jean-Paul saß noch grübelnd beim Talglöckchen, dessen flackernde Flamme den großen unruhigen Schatten seines Kopfes auf die Gaukler warf, die träumten, während das Unwetter zunahm.

### XII.

Am Weihnachtstag klingelte es gegen Abend an der Tür.

Der Polizeimeister hatte eine Zeit lang am Spinett gesessen und über einem alten ruhigen Walzer aus der jungen, unruhig waltenden Zeit geträumt.

Es war gerade in der Dämmerstunde. Man hatte noch kein Licht angezündet. Aber der Schein des knisternden Holzfeuers im Ofen erhellte be-

haglich die Stube, fiel bald weich und braun auf altes, glänzendes Mahagoni, bald leuchtend weiß auf Messing und Silber. Im einen Augenblick fuhr er flackernd über die grünen Streifen des Bodenteppichs, im nächsten huschte er mit kleinen gelben Lichtblitzen über das Gesicht des alten Beamten...

Die Tür zum Eingang wurde geöffnet, und die Haushälterin trat ein.

Der spröde Klang des Pianos erstarb langsam...

„Es ist ein Herr draußen, der mit Ingeborg sprechen will!“ Aus der Fensternische, die im Schatten lag, tauchte plötzlich eine kleine Gestalt hervor. Sie huschte in schnellem Lauf über den gestreiften Teppich, fuhr neben dem Polizeimeister am Klavier vorüber, um die alte Haushälterin herum und verschwand durch die Tür, die angelehnt stand.

Im nächsten Moment tönt ein Schrei der Freude hinein zu den beiden alten Leuten. Und darauf wird es lange Zeit ganz wunderbar stille draußen.

Aber einen Augenblick nachher ließ das Feuer eine ganze prasselnde Salve mitten in der Stille los, und die alte Haus-



Nach Bleistiftzeichnung von Anton Christoffel, Scanfs (Oberengadin).